

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 85 (1998)
Heft: 5: Erweiterte Beurteilung

Artikel: "Gut ist, hohe Leistungen zu verlangen, weil diese dann auch erbracht werden..."
Autor: Merz, Ruedi / Küng, Marlis
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-529013>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Gut ist, hohe Leistungen zu verlangen, weil diese dann auch erbracht werden ...»

Die Erweiterte Beurteilung als Kernstück der Schulinnovation! Eine bernische Institution der Lehrerinnen- und Lehrergrundausbildung entscheidet sich, zentrale pädagogische Anliegen ernst zu nehmen. Im Gespräch mit der Redaktion «schweizer schule» beleuchtet Ruedi Merz, was strukturell verändert worden ist, und wie sich der «Energiehaushalt» von Lehrpersonen und ihren Studierenden gewandelt hat.

«schweizer schule»: Am 10. Juni 1986 beschloss die Lehrer- und Lehrerinnenkonferenz der Höheren Mittelschule Marzili, sich ernsthaft mit der «absurd werdenden Noteninflation» zu beschäftigen. Welche Probleme versteckten sich dahinter?

Ruedi Merz: Äusserlich gesehen war es so, dass die meisten Schülerinnen und Schüler Noten zwischen einer 5 und einer 5,5 hatten. Zudem gab es «harte» und «weiche» Fächer. In einigen wurde strenger beurteilt, in andern Fächern hatten die Schülerinnen und Schüler ihre 5,5 oder ihre 6 bereits zum Voraus. Dies führte häufig zu Spannungen unter den Lehrkräften. Die Lehrpersonen der «harten» Fächer hatten das Gefühl, dass sie alleine für die Selektion zuständig und in den Augen der Schülerinnen und Schüler auch die «Bösen» seien. Die Folge davon war, dass die Promotionsgrundlagen diffus waren. Die 3,5 war die am häufigsten verteilte ungenügende Note. Niemand konnte sich richtig durchringen, einen klaren Selektionsentscheid zu fällen.

Es stellte sich heraus, dass den Schülerinnen nur schwammige Lernziele bekannt gegeben wurden.

Die Gründe, die sich hinter dieser Problematik versteckten, entdeckten wir später. Es stellte sich heraus, dass den Schülerinnen und Schülern keine oder nur schwammige Lernziele bekannt gegeben wurden. Es wurden auch keine klaren Beurteilungskriterien offen gelegt. Den Schülerinnen und Schülern blieb nur, sich möglichst gut in die Denkweise der einzelnen Lehrkräfte hineinzufühlen, um zu guten Leistungen zu kommen. Bei der Notengebung kam hinzu, dass die Bezugsnormen unklar waren, nach denen Leistungen gemessen wurden. Die Bezugsnormen wurden in einer Art Mix angewendet, in einigen Fächern floss neben der sachlichen auch die soziale Bezugsnorm mit ein, in andern Fächern spielte die individuelle Bezugsnorm mit. Mit all diesen Aspekten knetete man einen Teig oder – anders gesagt – man rechnete Notendurchschnitte aus, von denen niemand genau wusste, was sie eigentlich bedeuteten.

«schweizer schule»: Im August 1991 bewilligte der Regierungsrat des Kantons Bern – nach fünfjähriger, schulinterner Vorbereitungsarbeit

– Euren Antrag, einen Schulversuch mit notenfreier Beurteilung zu wagen. Kam der regierungsrätliche Entscheid aufgrund parteipolitischer Zusammensetzung oder pädagogischer Vernunft zu Stande?

Ruedi Merz: Dieser Schulversuch entstand durch die Bemühungen unseres Kollegiums. Wir wollten etwas verändern, und wir suchten und fanden Unterstützung bei der Erziehungsdirektion des Kantons Bern. Es handelte sich jedoch nicht um einen bildungspolitischen Entscheid. Ein Regierungswechsel stand an, die Projekte der abgewählten Regierungsrätin, Leni Robert, wurden von der neuen Regierung z.T. weitergeführt. Auch in der Volksschule bewegte sich viel: Lehrplan-Revision, Sechs-drei-Modell, neues Übertrittsverfahren, andere Beurteilungsformen. Unser Projekt war eines unter anderen.

Dieser Schulversuch entstand durch die Bemühungen unseres Kollegiums.

«schweizer schule»: Der Schulversuch ist bald zehn Jahre alt. Wie beurteilen Sie seine Zukunftsperspektiven?

Ruedi Merz (zögernd): Mit dem Ende der seminaristischen Ausbildung im Kanton Bern wird auch der Schulversuch auslaufen. Die Lehrerinnen- und Lehrerbildung wird zukünftig auf der Tertiärstufe stattfinden. Es ist wichtig, zu sehen, dass der Schulversuch auf die Sekundarstufe II sowie das Seminar zugeschnitten worden ist. Wir denken, dass er sich als Schulentwicklungsprojekt bewährt hat und auch andern als Ideenküche dienen kann. Es sind tragfähige Ideen dahinter. Als Gesamtpaket ist er nicht zu übernehmen, weil jedes Schulentwicklungsprojekt von den Beteiligten selber gestaltet werden muss. Aber wir kreierte Instrumente, die von andern Schulen sehr gut getestet und verfeinert oder ihren Verhältnissen angepasst werden könnten. Im Augenblick sind wir sogar sehr gefragt. Kantonale und ausserkantonale Gymnasien sind froh, wenn sie von Bewährtem ausgehen können. Beispielsweise übernahm das Gymnasium Stadelhofen in Zürich einen Teil unseres Blockwochenmodells. Dies freute uns sehr.

«schweizer schule»: Die Höhere Mittelschule Marzili wird aufgelöst werden. Was passiert mit dem enormen Know-how, das sich bei den Lehrerinnen und Lehrern im Laufe der Zeit in Bezug auf die Beurteilung angesammelt hat?

Ruedi Merz: Die am Schulversuch beteiligten Lehrerinnen und Lehrer erwarben sich im Laufe der Zeit ein Know-how, welches für sie persönlich wertvoll ist. Auch als zukünftige Dozentinnen oder Dozenten werden sie diese Erfahrungen sehr gut verwenden können. Einige von uns werden an Gymnasien unterrichten. Auch dort können sich die erworbenen Kompetenzen für allfällige Schulentwicklungsprojekte vorteilhaft auswirken.

«schweizer schule»: In einem Jahresbericht sprachen Sie von der Praxis einer «zielorientierten, qualitativen Leistungsbeurteilung». Was ist das?

Wir bezweifeln, dass wir eine Leistung auf Zehntel oder Hundertstel genau ausrechnen können.

Ruedi Merz: Zielorientiert heisst, dass die Lernziele erstens die «Messlatte» darstellen. Die Leistungen werden an der sachlichen Bezugsnorm gemessen. Alle am Lernprozess Beteiligten wissen, welche Stoffgebiete gelernt und welche Fertigkeiten erworben werden müssen. Dies ist die Grundlage der Beurteilung. Ganz unabhängig davon, ob es Noten geben wird oder nicht. Der grosse Nachteil der Noten ist jedoch, dass sich diese verrechnen und damit Informationen verwischen lassen. Bei uns tritt im Zeugnis eine Gesamtschau zutage, indem es mitteilt, ob die Lernziele gesamthaft erreicht worden seien. Eine gewisse Bescheidenheit ist damit verbunden, weil wir bezweifeln, ob wir eine Leistung auf Zehntel oder Hundertstel genau ausrechnen können. Viele Dinge, die im pädagogischen Bereich sehr wesentlich sind, entziehen sich einer quantitativen Beurteilung. Wir messen also nicht einfach nur das, was leicht zu messen ist, sondern wir wagen eine Gesamtbeurteilung, die sich auf möglichst genau formulierte Lernziele und Beurteilungskriterien bezieht. Natürlich unter der Berücksichtigung, dass jedes Fach seine eigenen Methoden und Besonderheiten hat.

Zudem soll der Fortschritt einer einzelnen Person – unabhängig von der summativen Beurteilung – honoriert werden. Die Wahrnehmung soll auch auf den Lernprozess gerichtet werden.

«schweizer schule»: Die notenfreie Beurteilung erfordert viel Mehrarbeit (Lernkontrollen können wiederholt werden!) sowie einen grossen Zeitaufwand, verlangt viel stärkere persönliche Auseinandersetzungen sowie ein offeneres Unterrichtsverständnis. Soviel Aufwand nimmt eine Schule nur in Kauf, sofern sie überzeugt ist, dass sie mit der erweiterten Beurteilung sehr wichtige Ziele erreichen kann. Welche Ziele verfolgen Sie?

Ruedi Merz: Ja, das ist eine spannende Frage. Es sind fünf Ziele, die ich als wesentlich betrachte. Erstens: Wir stellen hohe Anforderungen. Es ist unser Bestreben, mit hohen Leistungsstandards auf einem fachlich hohen Niveau zu operieren. Dies bedingt natürlich eine Klarheit in Bezug auf die Zielsetzungen der Ausbildung. Ein hohes Niveau ist z. B. nicht identisch mit dem Reproduzieren-Können von Fakten, sondern die Schülerinnen und Schüler sollen mit dem, was sie sich erarbeitet haben, etwas anfangen und Zusammenhänge herstellen können. Die Persönlichkeitsentwicklung ist uns zudem sehr wichtig. Wir möchten, dass unsere Absolventen und Absolventinnen am Schluss ihrer Ausbildung selbstsicher, kompetent, kritikfähig, teamfähig und bereit sind, Verantwortung zu übernehmen.

Zweitens arbeiten wir an der Unterrichtsqualität. Es soll unseren Schülerinnen und Schülern nicht wie den Enten ergehen, auf deren Gefieder das Wasser einfach «abperlt», sondern Lernende sollen sich im Unterricht berühren lassen und um Inhalte ringen müssen. Die inhaltliche Vertiefung zählt. Dies ist übrigens auch der Grund, weshalb wir jährlich sieben Blockwochen durchführen, d. h., in einer fünfjährigen Ausbildung erleben die Lernenden ungefähr ein Schuljahr in der Form von Blockwochen.

Dies ist sehr viel. Unseres Erachtens erschwert der kursorische Unterricht die ernsthafte inhaltliche Auseinandersetzung vielfach. Die Blockwochen sollen die inhaltliche Vertiefung gewährleisten. Ferner muss Unterricht individualisierend gestaltet werden. Nicht alle machen immer das gleiche, sondern jede einzelne Person kann in ihrem eigenen Tempo lernen. Die Beurteilung soll transparent sein und förderorientiert wirken. Die Kommunikationskultur verstehen wir als das dritte Ziel. Hier haben wir, so glaube ich, sehr viel investiert und auch sehr viel erreicht. In unserer Schule werden viele Gespräche geführt. Oft spotten die Schülerinnen und Schüler sogar, wir seien eine «Gschpüri-Schuel». Allerdings bemerken sie Jahre später, dass sie ihre kommunikativen Kompetenzen – beispielsweise in Elterngesprächen – sehr gut verwenden können. Noch einmal, es werden viele Gespräche geführt, es werden viele Dinge ausgehandelt, es wird viel nachgefragt. Dadurch können alltägliche Missverständnisse beseitigt werden. Oft handelt es sich nicht darum, wer in einer Sache recht oder unrecht hat, sondern darum, dass die Selbst- und Fremdwahrnehmungen miteinander verglichen und diskutiert werden. Unter diesem Gesichtswinkel ist der Stellenwert der Selbstbeurteilung zu betrachten. Hintergründe und Differenzen zwischen der Selbstbeurteilung der Lernenden und der Fremdbeurteilung durch die Lehrenden sollen aufgedeckt werden. Viertens ist das Überdenken des eigenen Tuns ein wesentliches Ziel. Die Reflexion ist ein unverzichtbarer Aspekt des Schulversuches. Alle reflektieren, und wir benützen zu diesem Zwecke auch schulinterne Fortbildungen, Standortbestimmungen und Gespräche mit den Schülerinnen und Schülern. Die Lernprozesse aller sollen geprüft werden. Für die zukünftigen Lehrerinnen und Lehrer sind Standortbestimmungen eine gute Gelegenheit, sich in der Reflexion zu üben, weil sie diese später ohnehin brauchen werden. Und fünftens spielt der Freiraum eine wesentliche Rolle. Für eine Schule ist es ganz wichtig, dass etwas auch misslingen darf. Immer unter einem Erfolgszwang stehen zu müssen, erachte ich als ungünstig. Es muss z.B. möglich sein, das Risiko in Kauf zu nehmen, dass eine Blockwoche auch mal unvorteilhaft verläuft. Im Wissen darum, dass die Fehler beim nächsten Mal nicht wiederholt werden. Das Ausprobieren, das Entdecken ist etwas Positives, ein Schulversuch bietet dafür einen guten Rahmen.

Oft spotten die Schülerinnen und Schüler, wir seien eine «Gschpüri-Schuel».

«schweizer schule»: Welches sind die zentralen Elemente, die den Schulversuch charakterisieren?

Ruedi Merz: Zwei zentrale Elemente sind die Blockwochen und die Selbstbeurteilung. Beim Gestalten des offenen Unterrichts merkten wir, dass die alten Beurteilungsformen nicht mehr darauf passten. Sobald wir beispielsweise begannen, Blockwochen auch von Schülerinnen und Schülern leiten zu lassen, Team-teaching zu ermöglichen, themenzentriertes und fächerübergreifendes Arbeiten in den Mittelpunkt rückten, stiessen wir auf die Notwendigkeit, anders zu beurteilen.

Im ersten Ausbildungsjahr werden die Lernenden mit Hilfe des wöchentlichen Einführungshalbtages in die erweiterte Beurteilung eingeführt. Der

Stundenplan lässt auch Zeiten offen, in denen die Beurteilungsgespräche geführt werden können. Allerdings kamen wir mit der Zeit zur Einsicht, dass wir mit jeder Sache, die wir neu einführten, auf etwas Vorhandenes verzichten mussten. Sonst ist die Entwicklungsarbeit nicht zu leisten. Mit dieser Einsicht gelangten wir zum Gesprächstag. Es ist ein Tag, an dem der Unterricht ausfällt, damit die anfallenden Gespräche geführt werden können, denn Pausengespräche allein genügen natürlich nicht.

«schweizer schule»: Wenn ein Kollegium sich aufmacht, die Beurteilungspraxis zu verändern, so ist anzunehmen, dass auch viel über die Begriffe Leistung und Lernen gesprochen wurde und noch wird. In welchen Aspekten sind sich Ihre Lehrerinnen und Lehrer einig?

Ruedi Merz (zögert): ... einig sind wir uns bezüglich der positiven Erwartungshaltung. Gut ist, hohe Leistungen zu verlangen, weil diese dann auch erbracht werden. Die Schülerinnen und Schüler wollen etwas leisten, und wir als Lehrerinnen und Lehrer rechnen damit, dass sie leisten wollen. Eine positive Erwartungshaltung überträgt sich. Was die förderorientierte Grundhaltung anbelangt, so sind wir uns auch einig. Die Ausbildung und die Ausbildungskultur stehen im Zentrum. Ferner ist bei allen Lehrkräften eine grosse Bereitschaft vorhanden, Verantwortung abzugeben, was nicht selbstverständlich ist, weil das Rollenverständnis der Lehrkräfte in Frage gestellt wird. Es ist schwierig, nicht mehr die volle Verantwortung für das zu haben, was die Schülerinnen und Schüler lernen. Aber unsere Lehrpersonen sind bereit, Verantwortung abzutreten. Erstaunlich, was ein solches Umdenken bewirken kann! Die Schülerinnen und Schüler werden initiativ und zeigen Motivation. Sie lernen, eigenverantwortlich zu handeln.

«schweizer schule»: Welche Zusammenhänge sehen Sie zwischen der notenfremen Beurteilung und der Qualität der menschlichen Beziehungen?

Ruedi Merz: Die Beurteilung wirkt sich auf die Beziehungen aus. Einerseits fördert die zielorientierte Beurteilung die Zusammenarbeit unter den Lernenden. Die Schülerinnen und Schüler helfen einander vor den Lernkontrollen oder belegen Nachhilfestunden bei ihren Klassenkameraden. Und oft erfahren wir erst zufällig, wie einzelne in heiklen familiären Situationen von der Klassengemeinschaft getragen werden. Ich glaube, dass das auch eine Folge der Beurteilungskultur ist. Andererseits verändert sich das Rollenverständnis bei den Lehrpersonen: aus «Polizisten» und «Wissenschaftlerinnen» werden Lernbegleiterinnen und Lernbegleiter. Der Aufbau des Vertrauens und des gegenseitigen Respektes bildet die Basis. Zu Beginn ihrer Ausbildung gelingt es Lernenden nicht immer, Kritik anzubringen, was einem als Lehrer dann schon «ans Lebendige» gehen kann. Den richtigen Ton zu finden, um Kritik zu üben, muss gelernt werden. Ebenfalls Lehrpersonen müssen lernen, die persönliche Sphäre der Schülerinnen und Schüler zu achten. Jugendliche haben nicht immer Lust, über ihre Lernprozesse zu reden oder sich begleiten zu lassen. – Es kommt

Das Rollenverständnis verändert sich bei den Lehrpersonen: aus «Polizisten» werden Lernbegleiter.

vor, dass sich die Leistungsbeurteilung und die menschlichen Beziehungen doch wieder aneinander reiben. Muss eine Lehrperson ein «nicht erreicht» mitteilen, fühlen sich Lernende manchmal ungeliebt und Lehrpersonen fällt es deshalb schwer, Leistungen hart und unmissverständlich zu beurteilen. Trotzdem: Zur Zeit gibt es bei uns rund doppelt so viele «ne» (= nicht erreicht) als früher ungenügende Noten.

«schweizer schule»: Die Fremdbeurteilung von Sozial- und Selbstkompetenz bezeichneten Sie einmal als gewundenen Weg. Was erleben Sie Positives auf diesem Weg?

Ruedi Merz: Aufgrund dieser Fremdbeurteilungen führen wir mit den Schülerinnen und Schülern Gespräche. Dabei erfuhr ich, wie gut die Lernenden unser Beurteilungssystem annehmen. Das Wagnis, unsere positiven Erwartungshaltungen in Bezug auf das Arbeits- und Sozialverhalten klar auszusprechen, scheint sich zu lohnen. Viele, deren Kompetenzen zu keinerlei Beschwerden Anlass geben, schätzen es sehr, wenn sie hören, dass wir mit ihnen zufrieden sind. Und schwierige Gespräche, die gut verlaufen, betrachte ich als Vertrauensbeweise. Es sind schöne Erlebnisse.

«schweizer schule»: Kann die Fremdbeurteilung der Sozial- und Selbstkompetenz junge Menschen stigmatisieren? Wie begegnen Sie dieser Gefahr?

Ruedi Merz: Wenn sich junge Menschen selber einschätzen und die Lehrperson dann hieb- und stichfest belegt, wie es «wirklich» steht, dann ist die Gefahr der Stigmatisierung sehr gross. Es geht nicht darum, wer recht oder unrecht hat. Sondern es sollen unterschiedliche Wahrnehmungen, die sich auf spezielle Situationen beziehen, miteinander verglichen werden. Beurteilen aber meine Kolleginnen/Kollegen einen Sachverhalt ähnlich, so erhält die Fremdbeurteilung mehr Gewicht. Das Gespräch kann jungen Erwachsenen helfen, sich selbst besser wahrzunehmen. Vielfach stigmatisieren wir leider im Versteckten. Werden Erwartungen offengelegt und unterschiedliche Wahrnehmungen diskutiert, verringert sich meines Erachtens die Gefahr der Etikettierung.

Es sollen unterschiedliche Wahrnehmungen miteinander verglichen werden.

«schweizer schule»: Die Höhere Mittelschule Marzili bildet Lehrpersonen für den Kindergarten und die Primarschule aus, sie führt auch eine staatliche Diplommittelschule. Wieso können Sie es sich «leisten», Beurteilung in erster Linie als Förderung zu betrachten? Sind Sie keine richtige Mittelschule, kein richtiges Gymnasium?

Ruedi Merz (lacht): Nein, wir sind kein richtiges Gymnasium! Wir definieren uns (mit Ausnahme der DMS) als Berufsausbildung, das Gymnasium dient der Allgemeinbildung. Das verändert die Motivation und Ziele der Auszubildenden. Die Aufnahmeprüfung verändert die Selektionsaufgabe des Seminars. Nach der Aufnahmeprüfung wissen wir, dass wir die aufgenommenen Schülerinnen und Schüler fördern wollen und nur ausnahmsweise entlassen müssen. Ich drehe den Spiess mal um. Wie kann

es sich eine Schule leisten, zum Voraus festzulegen, dass ein Teil der Aufgenommen der Selektion zum Opfer fallen muss? Auch finanziell ist dies absurd. Der Vergleich mit einem Wirtschaftsbetrieb: Ein Betrieb, der darauf hinarbeitet, dass ein Teil seiner Produkte mittelmässig bis schlecht sind, klappt hoffentlich früher oder später zusammen. Ich finde es pädagogisch und finanziell sehr vertretbar, allen eine gute Ausbildung zu bieten, die man aufgenommen hat.

Allerdings wissen nicht alle jungen Leute, ob sie mit ihrer Berufswahl richtig liegen. Sofern sie auffallen, unmotiviert sind und nicht mehr genügen, schicken wir sie weg.

«schweizer schule»: Wie wird selektioniert, wenn Lernende den Leistungsanforderungen nicht genügen?

Ruedi Merz: Im Leistungsbereich ist es relativ einfach, weil es in der Verordnung geregelt ist. Bei mehr als zwei «ne» (= nicht erfüllt), versetzen wir sie ins Provisorium, beim zweiten Mal müssen sie die Schule verlassen, was aber selten vorkommt. Die Schlussprüfung betrachten wir als eine richtige Prüfung, die man bestehen kann oder nicht. Es handelt sich um eine summative Prüfung mit relativ strengen Bestimmungen. Erlaubt ist nur ein einziges «ne» in einem Fach. Die Bestimmungen ermöglichen uns zudem, jemanden aufgrund seines Fehlverhaltens oder mangelnder Berufseignung ins Provisorium zu versetzen oder gar aus der Schule auszuschliessen. Mit Hilfe des Gesprächs versuchen wir, ungeeignete Auszubildende bereits im ersten oder im zweiten Ausbildungsjahr wegzuberaten. Hier sind wir streng.

Die Schlussprüfung betrachten wir als eine richtige Prüfung, die man bestehen kann oder nicht.

«schweizer schule»: Wie hoch ist der Prozentanteil derjenigen, die seit dem Schuljahr 1991/92 Ihre Schultypen verlassen mussten?

Ruedi Merz: Ungefähr fünf Prozent.

«schweizer schule»: Können die Lernenden eine Lernberatung beanspruchen?

Ruedi Merz: Viele Beratungsgespräche finden im Zusammenhang mit den Selbstbeurteilungen statt. Lehrpersonen, die Klassenlehrpersonen sowie der Direktor und die Abteilungsleiter führen Gespräche, die auch als Lernberatung verstanden werden können. Eine externe und unabhängig von den Fächern bestehende Lernberatung können wir nicht anbieten.

«schweizer schule»: Von aussen wirkt es so, als ob die Höhere Mittelschule Marzili bezüglich der vorhandenen Finanzen eine privilegierte Stellung einnimmt. Wird da – um das kantonale Bildungsbudget im Lot zu halten – vielleicht an anderen Orten mehr gespart?

Ruedi Merz: Nein, gar nicht.

«schweizer schule»: Was kostet der Schulversuch den Kanton Bern pro Jahr?

Ruedi Merz: Eigentlich nichts. Alles wird über das ordentliche Budget abgerechnet. Einzig die Stadt Bern übernahm pro Jahr einen Beitrag von Fr. 3000.– für Aufwendungen in Bezug auf die Blockwochen. Das Amt für Bildungsforschung begleitet und finanziert uns mit ca. Fr. 6000.– pro Jahr, damit die Kosten für die Prozessevaluation gedeckt sind. Aufgrund eines Vertrages konnten wir, wie andere Schulen auch, mit Hilfe der Lehrer- und Lehrerinnenfortbildung schulinterne Fortbildungen organisieren und finanzieren.

Alles andere läuft über den normalen Schulkredit.

«schweizer schule»: Wieviel Stellenprozente werden benötigt, um den Schulversuch zu begleiten?

Ruedi Merz: Aus dem Administrationspool, der den andern Höheren Mittelschulen in ähnlichem Umfang auch zur Verfügung steht, werden ca. 80 Stellenprozente für schulversuchsspezifische Aufgaben (Leitung von Arbeitsgruppen, Organisation von bestimmten Blockwochen etc.) verwendet. Dazu kommen 25%, die mir als Vizedirektor und Projektleiter des Schulversuchs angerechnet werden.

«schweizer schule»: Werden die Lehrerinnen und Lehrer für ihren Mehraufwand bezahlt, der sich im Zuge der notenfremen Beurteilung einstellt? Wurde die wöchentliche Unterrichtsverpflichtung vermindert?

Ruedi Merz: Nein, die Pensen wurden nicht verkleinert. Uns stehen nicht mehr finanzielle Mittel als andern Schulen zur Verfügung. Ich möchte noch Folgendes ergänzen: Im Verlaufe der Zeit hat sich unser Mehraufwand sehr verändert. Als Folge eines neuen Rollenverständnisses teilen wir unsere Zeit anders ein: Wir planen umfassender und langfristiger. Offene Unterrichtsformen ermöglichen uns, auch während des Unterrichtes Gespräche zu führen. Sobald Spannungen zwischen Lehrpersonen und Lernenden wegfallen, begünstigt dies den allgemeinen «Energiehaushalt». Überlastet fühlen wir uns nicht. Die Arbeitszufriedenheit allgemein hat zugenommen.

Offene Unterrichtsformen ermöglichen uns, auch während des Unterrichtes Gespräche zu führen.

«schweizer schule»: Das Amt für Bildungsforschung evaluiert die Unterrichtsqualität an der Höheren Mittelschule regelmässig. Weshalb ist dies notwendig?

Ruedi Merz: Natürlich erachten wir es auch als sinnvoll zu prüfen, ob unsere Bemühungen sich auszahlen. Das Amt für Bildungsforschung macht die Prozessevaluation mit Hilfe des Bogens nach KRAMIS, der die Effizienz, das Klima und die Wirksamkeit des Unterrichtes zu messen versucht. Die Einschätzungen einer Klasse werden mit den Einschätzungen

der Lehrpersonen, die diese Klasse unterrichten, verglichen und die Differenzen oder Übereinstimmungen ergeben sehr spannende Diskussionen.

«schweizer schule»: Die Ergebnisse der Befragung kommen sowohl an die Lehrpersonen wie auch an die Schülerinnen und Schüler zurück?

Die Lernenden fühlen sich permanent über- oder unterfordert.

Ruedi Merz: Ja, die Ergebnisse werden klassenweise ausgewertet. Die Schülerinnen und Schüler einer Klasse und die Fachlehrpersonen, die an dieser Klasse unterrichten, bekommen die Ergebnisse zurück. Wir messen diesen Rückmeldungen grosse Bedeutung bei. Beim Kriterium «optimale Herausforderung» entstanden z. B. die deutlichsten Abweichungen. Trotz der Überzeugung der Lehrkräfte, die Anforderungen seien optimal, beurteilen es die Lernenden anders. Sie fühlen sich permanent über- oder unterfordert. Wir sahen ein, dass es sehr schwierig ist, die Anforderungen für alle richtig zu dosieren. Jährlich werden die Befragungen wiederholt. Im ersten Ausbildungsjahr, wenn die Lernenden mit dem Schulversuch in Berührung kommen, ist Enthusiasmus spürbar, am Ende der fünfjährigen Ausbildung tritt Kritik deutlicher zutage. Die Evaluationen weisen uns auf Dinge hin, die wir verändern, anpassen müssen. Wertvolle Hinweise erhalten wir übrigens auch von der Befragung Ehemaliger; sie können ihre Wahrnehmungen besser messen, d. h. prüfen, ob das Gelernte im Berufsalltag taugt oder nicht. Kürzlich befragten wir diejenigen, die im ersten Berufsjahr stehen, und wir waren überrascht, wie differenziert ihre Rückmeldungen ausfielen, obwohl der Rücklauf nur knappe 20% betrug. Und dann beteiligten wir uns auch an der TIMSS-Studie.

«schweizer schule»: Welche Rückmeldung hat Sie in letzter Zeit nachdenklich gestimmt, die Sie als Projektleiter erhielten?

Ruedi Merz: Es geht um die Zufriedenheit bei der Arbeit. Ich glaube, dass meine Kolleginnen und Kollegen grundsätzlich gerne hier arbeiten. Aber es gibt einzelne Kolleginnen und Kollegen, die ausgebrannt sind, die krank werden, die unter Stress und Überbelastung leiden. Offensichtlich vermag der Schulversuch diese Phänomene nicht zu verhindern, oder – habe ich mich schon gefragt – fördert er sie zutage? Burn-out hängt bestimmt mit den einzelnen Personen, aber auch mit der Schule als Institution zusammen. Diese Fragen belasten mich.

«schweizer schule»: Der Presse entnahm ich, dass es Ihre Absolventinnen und Ihre Absolventen in Bewerbungsverfahren schwierig hätten, weil sie sich ohne Noten präsentieren müssen. Haben diese Vorkommnisse die Schulleitung zum Handeln veranlasst?

Ruedi Merz: Der Wirbel in der Presse beunruhigte uns. In der Gemeinde Oberbipp hatten Bewerberinnen ohne Noten keine Chancen. Allgemein aber wurden unsere Bewerber nicht benachteiligt. Notenwerte, da ist man sich in den wohl meisten Schulen einig, sind kein gutes Anstellungskriterium. Daher empfehlen wir unseren Abgängerinnen und Abgängern fol-

gendes: Zeigt den Schulkommissionen eure speziellen Fähigkeiten und Kenntnisse, legt z. B. Dokumentationen über die Facharbeit und Arbeiten, die anlässlich von Blockwochen entstanden sind, der Bewerbung bei. Damit erfahren Anstellungsbehörden, wie jemand sich mit einer Sache auseinandersetzt.

«schweizer schule»: Können Absolventen und Absolventinnen ihren Bewerbungen eine schriftliche Fremdbeurteilung beilegen?

Ruedi Merz: Nein, jedenfalls keine offizielle, keine umfassende. Ein Begleitbrief erläutert, weshalb sie keine Noten haben, und sie können Beurteilungen von Facharbeiten beilegen. Aber wie sie sich letzten Endes bewerben, das ist einzig allein ihre Sache.

«schweizer schule»: Herzlichen Dank für das Gespräch.

Gute Lehrkräfte brauchen gute Lehr- und Lernmittel.

Es ist unbestritten: Die methodisch-didaktischen Fähigkeiten der Pädagogen sind das A und O eines erfolgreichen Unterrichtes. Ebenso klar ist aber, dass gute Lehrkräfte mit guten Unterrichtshilfen die Lernziele schneller und nachhaltiger erreichen.

An der **WORLDDIDAC 1998 BASEL**, Internationale Messe für Lehrmittel, Aus- und Weiterbildung, bieten rund 450 Aussteller alles, was mit schulischer Grund- und beruflicher Aus- und Weiterbildung zu tun hat.

www.messebasel.ch/worlddidac

12.-15. Mai 1998

**WORLD
DIDAC
1998**

Messe Basel.

Informationen: **WORLDDIDAC 1998 BASEL**
Messe Basel, CH-4021 Basel, Telefon +41 61 686 20 20
Fax +41 61 686 21 90, e-mail: worlddidac@messebasel.ch